

Nr. 29. Bromberg, den 5. Februar 1930.

Schwarz auf Weiß.

Roman von Karl Wickerhauser.

(14. Fortsetzung.

Ihr Chef, der es abgelehnt hatte, sich an dem Streifzug durch Säle und Garten zu beteiligen, nahm auf einer Bank in der Nähe des Eingangs Platz. Von hier aus konnte ihm keiner der Eintretenden, keine der Besucherinnen entgehen — oder besser: er konnte in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise feststellen, daß eine der in der Zeitung angekündigten Personen nicht kam. Alle anderen, dagegen hatte Niemann nichts, außer der einen! Und jene anderen kamen. Erst noch vereinzelt, zögernd; beim Anblick der spärlich besuchten Räume von leichter Platzangst befallen, doch es gab kein Zurück mehr, denn schon hatte sich das Empfangskomitee ihrer bemächtigt und neue Namen schollen durch das Haus, dann knapper nacheinander, in immer größeren Gruppen. Bei der Tür, die Kurt Niemann nicht aus den Augen ließ, entstand das erste Gedränge. Es erschienen Bekannte: Direktionsmitglieder und Verwaltungsräte der Kontinental, deren höflichen Gruß Niemann ebenso höflich bemessen zurückgab. Sie taten alle so, als ob nichts geschehen wäre.

„Lieber Freund, Sie sind also doch hier?" Diese erstaunte Anrede riß Kurt Niemann aus seinen Erwägungen. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten."

„Wernheimer, Sie! Freut mich, Sie wieder mal zu sehen. Schon lange nicht das Vergnügen gehabt."

„Gestatten Sie mir." Artur Wernheimer ergriff mit beiden Händen Niemanns Rechte, sein Blick war trauerumflort und seine Stimme versuchte ein herzenswarmes Tremolo: „Zwar nicht der Ort zu einer Beileidskundgebung, aber gestatten Sie mir . . ."

Auf dem Gesicht seines Freundes stand so deutlich die Verständnislosigkeit geschrieben, daß sich Wernheimer mit der Erklärung beeilte.

„Ich weiß von Ihrem schweren Verlust, man hat mich schon gestern ins Vertrauen gezogen. Ich wollte Sie sofort sprechen, um Ihnen meinen Besuch anzumelden."

Da Niemann abwehrte: „O bitte — einfachste Freundespflicht! Aber ich konnte Sie nicht erreichen. Ihr Vetter sagte mir, daß Sie krank seien. Sie könnten keine Besuche empfangen."

„Ja, das stimmt. Doch — woher wissen Sie von der Sache?"

„Die Filmgesellschaft hat mich davon verständigt. Ich gelte ja auch dort als Freund der armen Dolnia. Sie können sich vorstellen, wie erschüttert ich war. Und als ich Sie hier sah . . ., aber Sie haben ganz recht, Sie müssen es zu überwinden trachten, sich zerstreuen, um nicht daran erinnert zu sein."

„Danke, danke."

Für eine kleine Weile setzte Kurt Niemann eine tiefbewegte Miene auf. Beide schwiegen; dann fand Niemann, daß es genug sei, und er fragte:

„Wissen viele Leute davon?"

„Außenstehende kaum. Die Kontinental hat sich sehr geschickt benommen. Der Generaldirektor intervenierte beim Polizeipräsidenten. Die Zeitungen wurden veranlaßt, die Nachricht zu unterdrücken, und der Name hat tatsächlich in allen Unfallslisten gefehlt."

Niemann hatte jetzt nur noch eine Sorge.

„Haben Sie meinem Vetter gegenüber etwas erwähnt?"

Und auf Wernheimers Verneinung:

„Das ist mir sehr angenehm zu hören. Schließlich — es ist ja reine Privatsache, und ich möchte am liebsten ohne Bemitleidung von seiten Dritter mit diesem Schicksalsschlag fertig werden. Nein, Wernheimer, das geht nicht gegen Sie! Ich bin Ihnen und Ihrem Mitgefühl, vor allem aber Ihrer Diskretion zu dem größten Dank verpflichtet."

Nun war er es, der dem Geschäftsfreund voller Wärme die Hand schüttelte.

„Für die Kontinental ist es natürlich, finanziell gesprochen, der schwerste Verlust", fuhr er nach einer Pause in so trockenem Tone fort, daß Wernheimer nicht seinen Ohren traute.

„Was fängt sie nun mit ihrem unvollendeten Film an?"

Wernheimer wollte antworten, als Kiesling, Oberhoff und der Filmschauspieler Graeger in Begleitung mehrerer Damen, darunter auch Fräulein Petri, auf die beiden zutraten. Niemann deutete seinem Bankier durch eine Kopfbewegung an, daß er schweigen solle.

Da in diesem Augenblick die Jazz zu spielen begann, engagierte Niemann Gerda Petri, Kiesling, Wernheimer und Graeger forderten die anderen Damen auf.

Overhoff als überzähliger war unschlüssig, ob er hierbleiben oder in den kühleren Garten gehen solle. Er wunderte sich, daß man bei solcher Temperatur zu allem Überfluß noch tanzte.

„Margaret Dolnia!" hörte er da ankündigen.

Er wandte sich um, ja, das war sie! Auch sie wie alle Kolleginnen und die meisten Schauspieler in dem Kostüm ihrer Rolle. Overhoff hielt nach Wernheimer oder Graeger Ausschau, die ihn mit der Angebeteten bekanntmachen konnten. Er sah sie nicht, bemerkte bloß seinen Vetter, der sich am anderen Ende des Saales mit Gerda Petri drehte.

Margaret Dolnia — gegen ihre Schönheit kam keine Konkurrentin auf. Wie sie hereingeführt wurde und langsam, damit alle Zeit hatten, sie zu bewundern, durch die Menge schritt, erregte sie Sensation. Ihr Regisseur blickte sie prüfend an und schien mit dem Resultat zufrieden. Der dicke Wernheimer begrüßte sie mit einem Augurenlächeln. Alles dreht sich um sie, man murmelte ihren Namen, stellte sich, um sie besser sehen zu können, auf die Zehenspitzen. Ein prachtvolles Kleid! Ob der Rubinenschmuck echt war? Kein Zweifel, die Dolnia war die Königin des Festes. Und da eben der Tanz zu Ende war, das Orchester schwieg, entstand eine Stille.

Margaret Dolnia — der Name lag in der Luft. Niemann, der in seinem Flirt rasche Fortschritte machte, hörte plötzlich, daß Fräulein Petri rief:

„Die Dolnia!"

„Die ist am Erscheinen verhindert", antwortete er.

Gerda Petri stutzte. War von dem Verschwinden der Freundin doch etwas in die Öffentlichkeit gedrungen? Dann mußte man verhüten, daß sich das Gerücht weiterverbreitete, und laut sagte sie:

„Am Erscheinen verhindert? Aber sehen Sie doch, ob sie nicht dort steht!"

„Margaret Dolnia!"

Niemann riß die Augen auf. Er sah die Dolnia. Er sah ihr Gespenst. Er kämpfte eine Sekunde lang gegen das angstvolle Gefühl, daß jetzt alles aus sei; der Raum drehte sich anfangs langsam und dann immer rascher und rascher um ihn. Seine Hand suchte etwas, woran er sich halten könnte, und griff ins Leere. Mit einem dumpfen Stöhnen fiel er zu Boden.

15. Kapitel.

Als Kurt Niemann das Bewußtsein wiedererlangte, sah er Wernheimer und Overhoff über sich gebeugt. Ein Haufe Teilnahmsvoller und Neugieriger drängte sich um sie. Der Bankier hatte vor allem dafür Sorge getragen, daß Niemann aus dem heißen Saale ins Vorhaus geschafft wurde; er besprengte ihn jetzt mit Wasser und rief nach einem Arzt. Overhoff stand untätig daneben. Schließlich wurde Wernheimer ungeduldig und fuhr ihn an:

„Vorhin habe ich Dr. Lenz im Saale gesehen — auch Professor Würthle ist hier; schaffen Sie doch einen von den zweien herbei!"

Niemann hatte nochmals die Augen geschlossen, doch kaum war Overhoff weg, als er sie wieder öffnete:

„Es war die große Hitze", sagte er schwach. „Ich fühle mich jetzt schon besser. Lassen Sie, bitte, meinen Wagen vorfahren, ich möchte heim."

„Sie hätten sich nicht so viel zutrauen dürfen, da Sie ohnehin noch nicht ganz wohl waren. Sie müssen sich schonen. Ich oder Ihr Vetter werden Sie heimbringen."

„Das kann ich nicht annehmen." Niemann graute davor, nun in irgend jemandes oder gar in Overhoffs Gesellschaft zu sein. „Nein, das ist ausgeschlossen. Ich will Sie nicht stören. Und es wäre eine überflüssige Mühe. Ich brauche bloß Ruhe. Wohl, bis zum Wagen können Sie mich, wenn Sie solchen Wert darauf legen, begleiten." Damit ging er, auf Wernheimers Arm gestützt, die Treppe hinab. „Doch alles Weitere ersparen Sie mir."

Wernheimer blickte dem davonfahrenden Auto kopfschüttelnd nach.

„Wie sie hereinkam, ist er ohnmächtig geworden. Diese Erinnerung an seine tote Liebe war ihm zuviel. Ich hätte ihn doch darauf vorbereiten müssen, daß eine andere die Rolle der Dolnia übernommen hat."

Im Ballsaal traf er Wilhelm Overhoff, der den Professor herausgeholt hatte.

„Sie kommen leider zu spät, Herr Professor", wandte sich Wernheimer an diesen. „Der Patient ist von selbst gesund geworden und befindet sich schon auf der Heimfahrt. Entschuldigen Sie, daß ich Sie behelligt habe."

Wernheimer sprach noch von einem schnell vorübergehenden Unwohlsein, hervorgerufen durch die Atmosphäre dieser Heißluftkammer.

Overhoff hörte schweigend zu. Er widersprach nicht, obwohl er seinen Vetter beobachtet hatte. Die Ohnmacht hatte nichts mit der Hitze zu tun: Niemann war hingesunken, als er Margaret Dolnia erblickte. Was Wilhelm Overhoff seit Tagen geargwöhnt hatte, beruhte also auf Richtigkeit. Die Filmschauspielerin war in Niemanns Geheimnisse verwickelt. Nicht ausgeschlossen, daß sie Mitwisserin war; und nach der Wirkung ihres Erscheinens zu urteilen, hatte der Vetter von ihrer Seite Enthüllungen zu befürchten. Er mußte sie in verschiedene Dinge eingeweiht haben, oder sie war zufällig und gegen seinen Willen zur Kenntnis dessen gekommen, was er vor aller Welt zu verbergen suchte — und nun war es mit Liebe wie Freundschaft aus, und Niemann lebte in ständiger Angst, daß die Dolnia reden könnte.

Das eine stand fest: die intimen Beziehungen zwischen Niemann und Margaret Dolnia waren abgebrochen, an deren Stelle war Kälte, wenn nicht Feindschaft getreten. Es konnte nicht allzu schwer sein, Niemanns gewesene Freundin zum Plaudern zu bringen.

Aber wie groß war Overhoffs Überraschung, als er später in der Nähe der Filmschauspielerin erkannte, daß diese der Dolnia zwar ähnlich sah und daß die Ähnlichkeit durch Schminke und gleiche Haartracht unterstützt, sich als Identität gebarte, trotzdem aber die Täuschung nicht bis ins Letzte gelungen war. Ein einziger Unterschied genügte, um den Schwindel offenbar zu machen; die hier, die das Kostüm der Herzogin von Langeais am Leibe hatte und nicht nur diese Rolle, sondern zugleich auch jene der Dolnia spielte, war um ein beträchtliches höher gewachsen als die Freundin seines Vetters. Wohl war auch Haar- und Hautfarbe der Fälschung brünett, doch nicht so dunkel wie bei der andern. Und obzwar die Ähnlichkeit frappierend schien — Margaret Dolnia und diese da hätten sich ohne weiteres als Schwestern ausgeben können —: davon, daß man sie nicht voneinander unterscheiden könne, war keine Rede.

Um so seltsamer berührte es Overhoff, daß die falsche Dolnia mit ihrer Täuschung anscheinend Erfolg hatte. Dieser Wernheimer z. B. machte der vorgeblichen Dolnia in eben derselben Weise den Hof wie sonst wohl der echten. War er denn blind? Hatte niemand einen Blick für das Unzulängliche der Komödie?

Oder sollte das Ganze ein abgekartetes Spiel sein, konnten alle, die er voreilig für betrogen hielt, zu den Eingeweihten gehören?

Aber er wollte sich nicht lange mit Vermutungen herumschlagen. Obwohl er keine Ahnung hatte, welchen Tanz das Orchester eben spielte, bat er das Trugbild der Dolnia mit einer weltmännischen Verbeugung um die Ehre.

Bis er mit ihr im Gewühl der übrigen Paare verschwunden war, bemühte er sich, Takt zu halten. Das gelang ihm nicht, doch immerhin brachte er es fertig, seiner Partnerin nicht auf die Füße zu treten. Und sobald er keinen einzigen seiner und ihrer Bekannten im Umkreise sah, gab er seine Tanzversuche auf.

„Sie merken ja selbst, mein Fräulein, daß ich ein schlechter Tänzer bin. Aber ich sah keinen andern Weg, mit Ihnen ungestört zu sprechen. Und Sie haben mir so gut gefallen, daß ich es auf jede Art wagen mußte."

Er führte sie zu einer Loge, rief den Kellner und fragte sie nach ihren Wünschen. Da sie versicherte, daß sie demnächst vor Durst umkommen werde, bestellte er Sekt. Er stieß mit ihr an:

„Auf Ihren überwältigenden Eindruck!" Und als sie lachte: „Das ist keine Schmeichelei. Mein leiblicher Vetter ist bei Ihrem Anblick wie ein Stück Holz umgefallen."

„Sehr nett — daß Sie das erzählen, aber etwas übertrieben."

„Wie — Sie glauben mir nicht? Ich sage Ihnen die reine Wahrheit. Mein Vetter ist ohnmächtig geworden, als er Sie sah. Man mußte ihn hinaustragen und ins Auto setzen, so zerstörend hatte Ihre Schönheit gewirkt."

Die Herzogin von Langeais fand das, wenn es sich tatsächlich so abgespielt hatte, äußerst interessant.

„Wer ist dieser Vetter, der mir ein so originelles Kompliment macht?"

„Sie kennen ihn gut. Er heißt Kurt Niemann."

„Niemann, der reiche Spekulant? Der Multimillionär?"

„Stimmt." Und indem er die Wirkung seiner Worte berechnete, setzte er hinzu: „Was übrigens seine vielen Millionen betrifft, so weiß ich darin besser Bescheid als Niemann selbst. Denn ich bin sein Geschäftsführer und Vermögensverwalter."

So! Ihre Gefühle für ihn waren rapid herzliche geworden, stellte er fest. Wie nach einem Plan machte er den nächsten Zug:

„Aber was rede ich Ihnen von Niemanns Vermögen! Das haben Sie doch alles aus erster Hand."

„Ja, natürlich! — Wernheimer ist sein Bankier und bester Freund", erwiderte sie zögernd.

(Fortsetzung folgt)

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(43. Fortsetzung.)

Tränen standen bei dem Dank, den er stammelte, in den Augen der Frauen, und leise sich von ihren Sitzen erhebend, nahmen sie Irene liebkosend zwischen sich, — küßten sie, zogen sie nieder zu sich ans Feuer, spielten liebkosend mit ihrem weichen lockigen Haar und preßten sie wieder und wieder in die Arme.

Mankelav stand still aber freundlich dem alten Mann gegenüber, den Worten lauschend, die ihm von den Lippen sprudelten, als ob er sie verstände. Und als jener geendet und im Übermaß seines Gefühls die Hand des jungen Indianers ergriff und an die Lippen preßte, sagte er, den Arm ordentlich bestürzt zurückziehend:

„Sprich zu ihm, Cruzado, — es ist gut, — er ist ein alter Mann, — ich freue mich, daß er glücklich ist. — ich will ihn sicher über die Berge führen lassen. Und nun, wenn er Tand für die Frauen hat, den er auspacken mag, laß ihn beginnen."

Mit vor Freude bebenden Händen begann der alte Mann seine Herrlichkeiten auszukramen, und schämte sich fast, daß sie so ärmlich waren, denn wie gern, — wie gern hätte er alles, alles gegeben, über das er verfügte, um die Seligkeit, sein Kind lächelnd zwischen den jungen Frauen zu sehen, und zu wissen, daß sie glücklich, — daß sie gerettet sei.

Was für wunderliche Dinge brachte er jetzt zum Vorschein! Voraus, was ihm zuerst in die Hände kam, Tabak. Eine lange Stange nach der andern zog er hervor, bis zuletzt der ernste Häuptling selber lachte; dann ein Paket mit bunten, seidenen Tüchern, das die Augen der jungen Frauen leuchten machte, — dann ein ganzes Stück roten, echt gefärbten Kattun, die Lieblingsfarbe der Indianer, dann Perlen in Gold und Silber, blau, rot und weiß, Scheren, Fingerhüte, Nadeln, Zwirn, ganze Pakete Indigo, Pfunde von spanischem Pfeffer, Pakete mit Zuckerzeug und Kandis, kostbare Messer, plattierte Löffel, zinnerne Teller, Gabeln und Messer in Paketen, kurz Dinge, die das ganze Zelt erfüllten und die Frauen jedesmal, wenn er etwas Neues hervorbrachte, laut aufjubeln machten.

Aber auch des Häuptlings Augen leuchteten, als er aus dem zweiten Sack noch ein prachtvolles Zaumzeug und schwere Sporen von Silber hervorbrachte. Die Indianer wissen vortrefflich zu unterscheiden, was echt oder unecht ist.

„Das wird zuviel, Cruzado!" sagte der Kazike abwehrend. „Sprich mit dem alten Mann, diese Geschenke sind das Doppelte von dem, was uns die Argentiner an Tribut zahlen."

„Laß ihm die Freude!" sagte Cruzado lächelnd. „Du siehst ja doch, wie gern er es dir gibt."

„Von dem Tabak müssen wir den Leuten geben."

„Er hat noch einmal so viel durch den einen Deutschen unter sie verteilen lassen."

„Und die Kaziken?"

„Für jeden von ihnen hat er Geschenke bereit. Er ist reich, und um so viel leichter und rascher kehrt er über die Berge zurück."

Jetzt war alles geleert. Noch einige prachtvoll vergoldete Lanzenspitzen von gutem Stahl barg der eine Sack und ein kunstvoll gearbeitetes und mit Silber eingelegtes Trinkhorn, und Mankelav selber war erstaunt über den Reichtum von Sachen, die vor ihm ausgebreitet lagen. Dann sagte er freundlich:

„Drei Tage dauert unser Fest, — ich kann dir früher keine Leute mitgeben; aber der Himmel ist klar, der Wind weht vom Süden. Nach drei Tagen brich nach deiner Heimat auf. Bis dahin laß deine Tochter bei meinen Frauen, die sie lieben und pflegen werden. Wenn du sie sehen willst, komm in mein Zelt, du bist willkommen. — Und jetzt laß uns hinübergehen, die Kaziken warten, — der Tabak wird ihnen erwünscht sein!" nickte er, still vor sich hinlächelnd. Und eine Stange davon in seinen Poncho wickelnd, schritt er hinaus zu dem Beratungszelt.

Don Enrique hatte seine Gaben in der Tat noch nicht erschöpft. Allen den anwesenden Kaziken teilte er reichlich mit, und auch Allumapu, den er wiedererkannte, überhäufte er mit Geschenken. Da draußen begann indes das Fest — kein Trinkgelage wie an der Lagune, denn die berauschende Chicha fehlte, und ebensowenig war Branntwein in dieser Jahreszeit von der anderen Seite der Berge zu erhalten; aber die Indianer hatten genug zu essen und genug zu rauchen, und mehr verlangten sie nicht. Zwei Pferde waren geschlachtet, und außerdem drei oder vier Guanakos von den Jägern eingebracht. Auch Don Enrique überraschte außerdem noch die Frauen des Kaziken, indem er ihnen durch Irene einen großen Topf voll Schokolade kochen ließ, die sie leidenschaftlich lieben und doch natürlich nur selten erhalten können.

Wunderliche Gruppen bildeten sich draußen. Als sich die Indianer satt gegessen hatten, legten sie sich in einzelnen Kreisen auf den Bauch, immer zwölf oder sechzehn einen Ring bildend, die Köpfe in der Mitte, und sangen dabei ihre wunderlichen, monotonen Lieder, zu denen ein Vorsänger das Thema mehr weinte als sang, und der Refrain dann immer mehr, halb gesprochen, halb betont, in die Erde hineingeschrien wurde.

Einen kleinen Privatkreis hatte sich aber Reiwald wieder geschaffen, und wie es schien, ganz zu seinem eigenen Vergnügen, denn er mußte sich vortrefflich dabei amüsieren; wenigstens sah er außerordentlich vergnügt dabei aus. Er saß in der Mitte, auf seinen Knien eine lange Stange Tabak haltend, von welcher er immer abschnitt, wenn irgend jemand Bedarf danach fühlte, und pfiff dabei eine der schon gemerkten Pehuenchen-Melodien. Jedesmal aber, wenn der Refrain kam, hielt er inne, und die Pehuenchen brüllten dann den Chor in lautem Jubel heraus.

„Donnerwetter, Reiwald", sagte erstaunt der Doktor, als er ihn bei dieser Beschäftigung erblickte, „Sie geben hier wohl ein Konzert?"

„Ich studiere mir ein Orchester ein, Doktor", lachte der junge Mann, „das ich mir für Berlin engagiert habe! Glauben Sie nicht, daß ich Furore damit machen werde?"

„Zwei Mark der Eintritt, und jeden Abend ausverkauftes Haus", sagte der Doktor. „Auf dem linken Ohr bin ich aber schon taub, und will jetzt lieber zu Bett gehen, um mich von diesem Genuß zu erholen. Haben Sie Ihren Hausschlüssel mit? — Sonst kommen Sie nicht zu spät."

Drei volle Tage dauerten die Festlichkeiten, und die Indianer gaben sich ihnen mit einer merkwürdigen Ausdauer hin. Ein englischer Matrose ist allerdings auch imstande, eine alte Ballade von einem ihrer Seegefechte, mit vierundsiebzig Versen und jeden Vers zu acht Zeilen, immer nach der nämlichen Melodie abzusingen; aber solcher Konsequenz im Festhalten einer einzigen monotonen Melodie sechs und acht Stunden lang hintereinander, wäre er doch nicht fähig. Dazu gehört ein südamerikanischer Indianer. Und ob sie im Norden ihre Marimba spielen, oder im Süden ihre Lieder heulen, es bleibt sich gleich.

28. An der Lagune.

Endlich hatte die Festlichkeit des Kaziken-Antritts ihr Ende erreicht. Eine unglaubliche Menge von Fleischwaren war verzehrt, von Tabak verraucht worden, und Lärmen und Toben, Singen, Lachen und Schreien erfüllte indes das Lager, — aber kein Streit fiel vor, kein Zank, zwischen all den wilden Gesellen, obgleich sich hier, durch die fremden Kaziken hergeführt, fünf oder sechs verschiedene Volksstämme der Pampas versammelt hatten.

Don Enrique versäumte aber indessen seine Zeit auch nicht, sondern bereitete alles vor, um augenblicklich in den Sattel springen zu können, sobald es der Kazike, der sich fortwährend freundlich gegen ihn zeigte, gestattete.

Sein bestes Pferd hatte allerdings jener Argentiner mitgenommen und auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu Tode geritten, auch seine beiden Pistolen waren fort, aber was tat das? Er brauchte sie nicht mehr, und besaß überdies jetzt genug leere Packpferde, um sich und seine Tochter noch beritten zu machen.

Mankelav übrigens, als die Zeit herannahte, säumte nicht, denn er wußte recht gut, daß dieses Wetter nicht beständig ist und jeden Tag umschlagen konnte. Auf Cruzados Warnung aber hatte er die Abreise der Fremden deshalb verzögert, weil er vorher die Lagune von Tchalaks Schwarm geräumt haben wollte. Jetzt — oder doch, bis sie den Platz erreichen konnten, waren die ihm gestatte-

ten fünf Tage verstrichen, und die Fremden hatten nichts mehr von dem habsüchtigen und ehrgeizigen Häuptling zu fürchten.

Der Kazike hielt auch sein Versprechen, ihnen einen Trupp Indianer zur Bedeckung bis zur Landesgrenze mitzugeben. Möglich war es ja doch, daß sie herumschweifenden Horden von Pehuenchen unterwegs begegneten, ja selbst von den aus Chile verscheuchten Araukanern konnten sich einzelne bis hier herunter verloren haben.

Zum Führer dieses Trupps hatte sich Allumapu angeboten. Früh am vierten Tage wurden die Pferde aus der Pampas eingetrieben und gefangen, gesattelt und aufgezäumt, daß etwa um acht Uhr morgens die kleine Schar gerüstet vor dem Zelte des Kaziken hielt.

Aber auch Irenens brauner Paßgänger, den ihr Jenkitruß noch geschenkt, und vielleicht das beste Damenpferd in der Pampas, wurde mit Sattel und Zaum vorgeführt, als sie den Vater morgens abholen wollte. Mankelav hatte das befohlen. Sie sollte ihn als Andenken an die Steppe mit in ihre Heimat nehmen.

Übrigens bot ihnen, statt Cruzados, der aus besonderen Gründen nicht nach Chile zurückzukehren wünschte und sich dem Zuge nur bis zur Lagune anschloß, ein anderer Dolmetscher seine Begleitung an: Tymaco, der Escribano des früheren Häuptlings Jenkitruß. Da Mankelav nämlich jetzt Cruzado bei sich behielt, im Fall er je in der Zwischenzeit einen Boten von der argentinischen Regierung bekommen sollte, so war Tymaco um Urlaub eingekommen. Er wollte die Zeit benutzen, Freunde über den Kordilleren drüben zu besuchen, und kehrte dann bei der ersten sich ihm bietenden Gelegenheit zurück nach der Otra Banda. Jedenfalls erbot er sich, ihnen in der Zeit, die sie bei dem Kaziken Kajuante zubringen würden, als Dolmetscher zu dienen, und von dort ab erreichten sie in einem Tage schon die Ansiedlungen der Chilenen, wo man die indianische Sprache nicht mehr gebrauchte.

Der Abschied rückte heran. Wie lieb und freundlich waren die beiden jungen Frauen des Kaziken mit Irene. Wie herzten und küßten sie dieselbe und sagten ihr, wie leid es ihnen tue, daß sie nicht bei ihnen bleiben wolle. — Das liebe, holde leidende Kind hatte sich ihre Herzen in der kurzen Zeit im Sturm erobert.

Vor dem Zelte des Kaziken hielten die Reiter. Das wenige Gepäck, das die Reisenden noch bei sich führten, war schon in aller Frühe auf Allumapus Anordnung mit Hilfe des Flosses über den Limai geschafft, und dieses jetzt wieder zurückgeholt worden, um Irene und Mercedes hinüberzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Indianer vermehren sich!

Man hat sich in Europa daran gewöhnt, die indianische Bevölkerung Nordamerikas als eine dem Aussterben geweihte Rasse anzusehen. Daß diese Auffassung wenigstens für Kanada nicht zutrifft, beweist ein Bericht, der unlängst aus Ottawa eingetroffen ist. In diesem wird festgestellt, daß die indianische Bevölkerung bei ihrer letzten Zählung eine Zunahme von 5236 Seelen gegenüber dem bisher bekannten Bestand von 110 841 aufzuweisen hat.

Die Gründe hierfür sind verschiedener Art. Zunächst hegten in den vergangenen Jahrzehnten die Indianer eine starke Abneigung gegen alle medizinische Wissenschaft. Sie vermieden es, sich von weißen Ärzten behandeln zu lassen, und zogen es vor, sich in Krankheitsfällen der von altersher üblichen Kräutertränke zu bedienen. Diese Auffassung hat nun in den letzten Jahren eine grundlegende Wandlung erfahren. Die Cauchnavage Reserve südwestlich Montreal, die Reserve der Six Nations bei Brantford in der Provinz Ontario, liegen nicht allzuweit von großen Städten der Weißen entfernt, wo die Indianer die Fortschritte der Kultur kennen lernten. Die Indianer ziehen es heute vor, sich von weißen Ärzten behandeln zu lassen, anstatt sich der Kunst ihrer Medizinmänner anzuvertrauen, sie suchen in ernsten Fällen sogar freiwillig die Krankenhäuser auf, um sich dort behandeln zu lassen. Diese kulturelle Anpassung hat die kanadischen Behörden veranlaßt, in den Indianerreserven selbst Krankenhäuser zu errichten, die von den Indianern gern in Anspruch genommen werden. Die erste Folge war eine bedeutende Abnahme der Säuglingssterblichkeit. Aber auch unter den Erwachsenen ging die Sterblichkeitsziffer unter dem Einflusse richtiger Pflege beträchtlich zurück. Die zweite Ursache ist in einer Umstellung der Lebensgewohnheiten der indianischen Bevölkerung zu suchen, die sich in einem ständig wachsenden Maße der Landwirtschaft zuwendet, eine Beschäftigung, die früher als unter der Würde eines Indianers stehend betrachtet wurde. Heute sind in den drei Prärieprovinzen nicht weniger als 2500 indianische Farmer ansässig, die zusammen über 100 000 Acres unter dem Pfluge haben. Auf ihren Farmen stehen über 21 000 Stück Rindvieh, dazu viele Pferde und große Mengen Kleinvieh. Die Indianer sind sogar so modern geworden, daß sie ihre Produkte zu den landwirtschaftlichen Ausstellungen schicken, die alljährlich in Regina, Calgary und Edmonton abgehalten werden. Um die Ansiedlung der Indianer zu unterstützen, hat die kanadische Regierung in den Indianer-Reserven eine Anzahl Schulen errichtet, in denen die jungen Rothäute neben den Elementarwissenschaften in allem unterrichtet werden, was ein angehender Farmer wissen muß, um seinen Boden intensiv zu bewirtschaften.

Nur die Indianer des nördlichen Kanada haben sich allen Bemühungen der Behörden gegenüber, sie seßhaft zu machen, vollkommen ablehnend verhalten. Sie leben nach wie vor als Fischer und Pelzjäger in den weiten Wäldern, wobei allerdings in Betracht gezogen werden muß, daß ein fleißiger und geschickter Fallensteller angesichts des in diesen Wildnissen herrschenden Tierreichtums ganz gut in der Lage ist, sich seinen Lebensunterhalt auch auf diese Weise zu erwerben.



Bunte Chronik



*** Könige in Masken.** Sich an närrischen Sitzungen und Maskenbällen zu beteiligen, haben die Landesherren meist klüglich vermieden, weniger weil zur Selbstpersiflage ein gehöriges Quantum Mut und Geist gehört als vielmehr aus Furcht, die Autorität mutwillig in Gefahr zu bringen. Immerhin wird z. B. von König Heinrich VIII. von England berichtet, daß er ein großer Freund der Maskenspiele war, wie ja dieser seltsame Monarch zu gegebener Zeit eine Derbheit durchaus nicht übelnahm, auch wenn sich die Rakete des Witzes über seinem Haupte entlud. Am wagemutigsten zeigte sich aber in dieser Hinsicht eine — Frau, die geistvolle Königin Sophie Charlotte von Preußen. Sie trat bei einem von ihr veranstalteten Jahrmarktsfest als Frau eines Quacksalbers auf. Die Lustigkeit war damals auch bei Hofe derb und oft für Frauenohren denkbar ungeeignet. Aber die Großmutter des Alten Fritz war keine Spielverderberin. So öffnete sie z. B. einer Prinzessin mit einem Stemmeisen den Mund, und der Zahnbrecher zog dann einen Zahn von einer halben Elle Länge ans Tageslicht. In jener Zeit waren an den festländischen Höfen die Jahrmarktsfeste die beliebtesten Karnevalsveranstaltungen, während man im fröhlichen Altengland mehr dem Bohnenfest huldigte.

*

*** Lachende Akten.** Selbst aus den Akten einer so nüchternen Erscheinung, wie es eine Versicherungsgesellschaft ist, läßt sich mit Leichtigkeit Anlaß zur Heiterkeit gewinnen. So schrieb kürzlich ein Arzt wörtlich: „Der Versicherte stand vom 17. bis 19. November wegen Lungenentzündung in meiner Behandlung und starb daran am 19.“ So hart braucht selbst ein nicht erfolgreich gewesener Arzt mit sich ins Gericht zu gehen, daß er diese offenherzige Selbstanklage aktenkundig macht. Eine seltsame Reklame für die Einbruchsdiebstahlsversicherung leisteten sich in einer sächsischen Stadt kürzlich Einbrecher. Nach vollendeter Tat legten sie dem Geschädigten eine ganzseitige Anzeige einer Gesellschaft auf den Tisch mit der Mahnung „Versichert Euch gegen Einbruch!“ Man müßte den Einbrechern empfehlen, solche Ratschläge doch lieber vor der Ausführung ihrer Absichten zu erteilen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.